

aliteraverlag

Beiträge zur Geschichtswissenschaft
Herausgegeben von Ernst Piper

Zwi Katz

Von den Ufern der Memel ins Ungewisse

Eine Jugend im Schatten des Holocaust

Mit einem Geleitwort von Ernst Holthaus
und einem Nachwort von Christoph Dieckmann

aliteraverglag

*Gewidmet dem Andenken
meiner Lieben und Kameraden,
denen es nicht beschieden war,
dieses Inferno zu überleben*

März 2010

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2010 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

unter Verwendung einer Skulptur von Hubertus von Pilgrim

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-074-3

Inhalt

Geleitwort von Ernst Holthaus	7
Danksagung	9
Prolog: Zwei seltsame Begegnungen	10
Kinderjahre	18
Der Anfang des Schreckens.....	44
In den Krallen der Bestien	56
Räder müssen rollen für den Sieg.....	86
Der Marsch ins Ungewisse	98
Epilog	111
Nach 1945	116
Nachwort von Christoph Dieckmann	121

Geleitwort

Mit einer Liebeserklärung an Litauen, seine alte Heimat, beginnt Zwi Katz diesen so außergewöhnlichen Lebensbericht. Sein Bericht führt uns an die Ufer der Memel, wo die Familie im Sommerhaus des Großvaters viele Jahre lang glückliche Ferienzeiten verbrachte. In einem liberalen bürgerlichen Elternhaus wuchs der Autor mit seiner Schwester Dita auf, eng verbunden mit der deutschen Sprache und Kultur. Auch das deutsche Kinderfräulein Helene prägte jene Jahre – bis zum Sommer 1941.

Zwi Katz war 14 Jahre alt, als die nationalsozialistische Vernichtungsmaschinerie Europa überrollte und jener Idylle ein jähes Ende bereitete. Sein Schutzengel hat Zwi, wie er einmal schrieb, aus dem Inferno gerettet und in eine neue Heimat nach Israel geführt.

Nach der Besetzung Litauens durch die Deutschen folgte eine unvorstellbare Leidenszeit, von der die Menschen, die sie durchlitten haben, nie mehr sprechen wollten. Die Erinnerungen daran mußten jahrzehntelang verdrängt werden, um ein neues Leben beginnen und eine neue Existenz aufbauen zu können.

Am 1. November 1992 bin ich Zwi Katz zum ersten Mal begegnet. Mit einer größeren Delegation war ich nach Jerusalem gereist, um in der Gedenkstätte Yad Vashem der Enthüllung eines Mahnmals in Erinnerung an den Todesmarsch aus dem Konzentrationslager Dachau und den Außenlagern beizuwohnen. Wir trafen zahlreiche Überlebende und diese intensiven Begegnungen waren der Beginn bleibender Freundschaften.

Unvergessen ist für mich, wie würdevoll, vornehm, in gewähltem Deutsch Zwi Katz damals von seinem Leben erzählte. Ich war sehr beeindruckt von seiner charaktervollen Persönlichkeit. Noch an jenem ersten Abend lud ich Zwi nach Deutschland ein, drei Wochen später bei der Enthüllung eines weiteren Mahnmals an der Strecke des Dachauer Todesmarschs in Grünwald zu sprechen.

Als ich 14 Jahre alt war, hatte ich am 29. April 1945 vor meinem Elternhaus in Grünwald den Elendszug der Häftlinge aus dem Konzentrationslager Dachau gesehen. Auf diesem Todesmarsch schleppte sich auch Zwi Katz, nur wenig älter als ich, mit Tausenden von Leidensgenossen durch Würm- und Isartal gen Süden ins Ungewisse. Wir sind uns damals nicht begegnet. Aber uns beide, Zwi, der das Unmenschlichste erleiden mußte, und mich als Zeitzeugen, vereint die Verpflichtung, da-

für einzustehen, daß die millionenfachen menschlichen Tragödien, die die Nazidiktatur über Europa gebracht hat, niemals in Vergessenheit geraten.

Dieses so persönlich gehaltene, zeitgeschichtlich wichtige und wertvolle Dokument kann darüber hinaus dazu beitragen, das heutige Geschehen im Nahen Osten besser zu verstehen. Besonders auch für junge Menschen soll dieses Buch ein Ansporn sein, sich für Demokratie, Menschenrechte und Toleranz zu engagieren und ihren persönlichen Beitrag zu leisten zum NIE WIEDER.

Ernst Holthaus

Danksagung

Mein ganz besonderer Dank gilt meinem Freund Otto Ernst Holthaus, ohne dessen Unterstützung dieses Buch nicht entstanden wäre.

Dank schulde ich auch Dr. Dirk Walter, Redakteur beim »Münchener Merkur«, und meiner Schwester Dita, die Dozentin für Deutsch ist. Ohne ihre Hilfe und ihren Rat, ohne die Zeit und Mühe, die sie der Sache widmeten, hätte ich es niemals geschafft, dieses Buch auf Deutsch zu schreiben. Dita half mir zudem – trotz der Bedrückung, die ihr diese Erinnerungen bereiteten –, mein Gedächtnis aufzufrischen und Tatsachen zu erläutern, die ich nicht kannte oder die mir nicht klar genug waren.

Dank gebührt auch meiner Frau und Lebensgefährtin Ester, die mich unentwegt ermutigte und es mir ermöglichte, dass ich mich in voller Ruhe und Konzentration dem Schreiben widmen konnte.

Ich bedanke mich auch bei Ernst Piper für die vertrauensvolle Zusammenarbeit und für die redaktionelle Bearbeitung.

Und nicht zuletzt sei Friedrich Kunstwald erwähnt, der bei unserem ersten Treffen in Reichersbeuern vor 15 Jahren prophezeite: »Du wirst noch einmal ein Buch darüber schreiben.«

Dieses Buch ist das Ergebnis der gemeinsamen Anstrengungen aller hier Erwähnten. Dafür bin ich ihnen zu großem Dank verpflichtet.

Zwi Katz

Holon, Israel

Prolog: Zwei seltsame Begegnungen

Das Heulen der Sirenen zerriß die Morgenstille. Der Kalender zeigte den 5. Juni 1967. Die Stunde der Entscheidung war gekommen. Seit Wochen leben wir unter dem drohenden Schatten der Invasion. Die mobilisierten Streitkräfte all unserer Nachbarstaaten, die uns an Soldaten und schweren Waffen weit überlegen sind, drohen mit Krieg und Vernichtung. Sie umlagern das kleine Land, in das ich, einer der wenigen Überlebenden des Holocaust, nach einer schier endlosen Odyssee gekommen bin, um endlich als freier Mensch, der Herr seines Schicksals ist, ein normales und sicheres Leben führen zu können.

Dieser kleine Flecken auf der Weltkarte ist nur ein Bruchteil unserer alten historischen Heimat, aus der wir im Altertum durch die Römer vertrieben worden waren. Seitdem kamen und gingen die verschiedensten Herrscher und Imperien, aber das einstige Königreich Davids blieb immer nur ein kleiner vernachlässigter Bezirk, der von Fürsten und Sultanen rücksichtslos ausgebeutet wurde. Die alten Wälder wurden von durchziehenden Armeen als Heiz- und Baumaterial genutzt und zerstört. Die wenigen Quellen verliefen sich in mit Moskitos verseuchten Sümpfen, und die Malaria plagte die Menschen. Das einst blühende Land wurde verwüstet.

Das jüdische Volk, das all die Jahre der Vertreibung hindurch das Andenken und die Sehnsucht an seine ehemalige Heimat mit sich getragen hatte, betrachtete es als sein Vaterland. Die Juden bewahrten es in ihrem kollektiven Gedächtnis, in ihrem Glauben und in ihren Gebeten, bei denen sie sich Richtung Jerusalem wandten. In Trauer und in Freude, Jerusalem war immer dabei. »Mit dem Aufbau von Jerusalem sollt ihr getröstet werden«, sagten sie den Trauernden und »Nächstes Jahr in Jerusalem« wünschten sie einander bei ihren Festen. Jeder Bräutigam unter dem Trauungstuch, noch bevor er seiner Auserwählten den Ring auf den Finger steckte, schwor in aller Heiligkeit: »Wenn ich dich vergesse Jerusalem, soll mich meine Rechte vergessen, und meine Zunge soll am Gaumen feststecken, wenn ich dich nicht erwähne und nicht zum Haupt meiner Freude erhebe.«

Jetzt, nach 2000 Jahren, hatten wir uns endlich einen Platz unter der Sonne, in unserer alten historischen Heimat errungen. Er fiel nicht wie Manna vom Himmel herab. Unsere Vorfahren ließen Heimat, Eltern und Geschwister, Ansehen und Wohlstand hinter sich, um unter der sengenden Sonne die verseuchten Sümpfe und das Brachland in blü-

hende Gärten zu verwandeln. Acker für Acker, Ziegel für Ziegel bauten sie unter größten Entbehrungen und ständiger Gefahr die alt-neue Heimat für ihr bedrängtes Volk. Dann mußten sie mit den Engländern ringen, die trotz allem Geschehenen und entgegen ihren internationalen Verpflichtungen die Tore des Landes vor den Resten des europäischen Judentums verschlossen hielten. Als die Vereinten Nationen im November 1947 beschlossen, das Land in einen jüdischen und einen arabischen Staat zu teilen, stimmten wir zu, wurden aber gezwungen, uns gegen die Invasion von fünf arabischen Armeen der Nachbarländer, die diesen Beschluß nicht achteten, zu verteidigen, während die Welt zusah, vielleicht mit Sympathie, aber ohne einen Finger zu rühren.

Auch ich, der ich mich wie andere Überlebende des Holocaust trotz aller Blockaden der Seemacht Großbritannien und monatelanger Internierung in den Lagern von Zypern nach Israel durchgeschlagen hatte, nahm an dieser letzten Etappe teil. Zu Beginn hatten wir kaum Gewehre für jeden Mann. Und auch diese wenigen wurden in versteckten und getarnten kleinen Werkstätten zusammengebaut. Diese handgefertigten »Stenguns« (englische Maschinenpistolen) versagten manchmal gerade in den kritischsten Momenten.

Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Gott sei gelobt, wir siegten, aber wir zahlten einen furchtbaren Preis. Viele ließen ihr junges Leben, und unter ihnen waren nicht wenige, die als einzige Überlebende ihrer Familien gerade erst dem nationalsozialistischen Inferno entkommen waren.

Ich blieb am Leben und heiratete Ester, meine Lebensgefährtin, die als einzige von ihrer ganzen Familie überlebt hatte. Nur mit ihrer Hilfe konnte ich die verlorenen Jahre etwas nachholen. Ich studierte Landwirtschaft und wurde beim Landwirtschaftsministerium angestellt. Jetzt hatten wir ein Heim, Arbeit, zwei gesunde Kinder, und wir lebten in unserem eigenen Staat. Die Zukunft erschien in rosa Farben, und wir waren glücklich und zufrieden mit dem, was uns Gott zugeeignet hatte.

Wir hatten auch Freunde, die wie wir Überlebende waren und mit denen zusammen wir diesen weiten Weg nach Israel zurückgelegt hatten. Wir trafen uns oft und unterhielten uns über alles, was uns interessierte oder Sorgen machte; nur über eines wurde niemals gesprochen: die Vergangenheit ... Diese lag in den tiefsten Gehirnzellen verschlossen, ein schwarzes, versiegeltes Loch. Nur nachts in den Alpträumen drückte sie auf die Seele. Aber nur eine dünne und zerbrechliche Schicht der Verdrängung lag zwischen der Gegenwart und der lauernden Vergangenheit, die auf ihre Zeit wartete, um wieder ins Bewußtsein zu dringen. Am 5. Juni 1967 war es soweit.

1967 waren der größte Teil der Westbank und Ost-Jerusalem mit der Altstadt seit fast zwanzig Jahren unter arabischer Herrschaft. Keiner hatte die Araber daran gehindert, dort noch einen Staat zu gründen. Aber sie denken gar nicht daran; was sie wollen, ist einzig unser kleines Land.

Was wird passieren, wenn wir, Gott behüte, einmal, nur einmal, einen Krieg verlieren? Das wird auch das letzte Mal sein ... zwanzig Jahre danach ... und unser Kampf um einen Platz unter der Sonne ist noch immer im Gange ... Diese Gedanken wirbeln mir durch den Kopf, während ich hastig die Schnürsenkel an meinen Militärschuhen festziehe, und ... was in dem schwarzen Loch verstaubt war, ist unvermeidlich aufgetaucht. Ich versuche diese Gedanken zu verscheuchen. Wir sind jetzt schon längst nicht mehr die wehrlose, den Mördern ausgelieferte hilflose Bevölkerung. Aber doch stehen wir nun vor drei hochgerüsteten Armeen, die uns zahlenmäßig mehrfach überlegen sind. Es ist wieder ein Kampf auf Leben und Tod.

Aus dem Radio ertönt der Mobilisierungsbefehl. Das Stichwort meiner Einheit ist auf der Liste. Ich raffe mich auf. Als ich aufblicke, steht Ester vor mir. Alle Worte sind überflüssig, ich sehe es an ihrem Blick. Sie ist wieder dort ... dort, wo sie sich immer nachts, stöhnend, in ihren Alpträumen befindet: ein kleines Mädchen, das, in einem Roggenfeld versteckt, mit Entsetzen zwischen den Ähren zusehen muß, wie ihre Mutter und ihre Geschwister, die kleinste Schwester noch auf dem Arm, für immer abgeführt werden ...

Wir umarmen und verabschieden uns. Die Tränen stehen uns in den Augen. Als ich schon an der Tür bin, höre ich die Frage, die mehr als alles andere offenbart, was unser Gemüt bewegt: Wo hast du deine Pistole hingesteckt?

Ich verlasse mein Heim schweren Herzens, entschlossen, mein neues Leben wenn nötig bis zum letzten zu verteidigen. Doch es kommt nicht dazu. Mit meinen 40 Jahren gehöre ich schon nicht mehr zur ersten Garnitur, und meine Einheit kommt gar nicht zum Einsatz. In sechs Tagen werden alle drei Armeen in die Flucht geschlagen, und ihre Kampfflzeuge werden am Boden zerstört, noch bevor sie Gelegenheit haben aufzusteigen. Alles übrige ist heute schon Geschichte.

Wie kam es dazu? War es ein Zufall? War es ein Wunder? In der Tat, was damals und auch später entscheidend war, war unsere geheime Waffe. Diese hat zwar einen Namen, aber keine faßbaren Bestandteile. Diese Waffe befindet sich, zusammen mit der Vergangenheit, in unserem Unterbewußtsein, sie pocht in unseren Adern und wallt in unserem Blut, und sie heißt »Nie wieder!«

Das können Sie gar nicht kennen ...

Am 5. Juni 1967 hielt die ganze Welt den Atem an. Nur 22 Jahre nach dem Holocaust drohte dem jüdischen Volk eine neue Katastrophe. Der unerwartete und schnelle Sieg rief eine Welle der Begeisterung hervor. Zahllose Jugendliche aller Nationen strömten in unser Land. Sie kamen, um die Auferstehung des jüdischen Volkes aus der Asche des Holocaust zu bewundern und es näher kennenzulernen.

Einige Monate später, als ich von meiner Arbeit in den landwirtschaftlichen Siedlungen auf dem Nachhauseweg bin, nehme ich in meinem Wagen zwei dieser sogenannten Freiwilligen mit. Die jungen Burschen wollen das Kloster Latrun besuchen. Es ist zwar ein Umweg, aber ich mache ihn gerne, aus Sympathie, aber auch aus Neugierde. Unterwegs frage ich in englischer Sprache, woher sie kommen. Einer von ihnen erklärt sofort, daß er Engländer sei, der andere läßt meine Frage unbeantwortet, woraus ich schließe, daß er aus Deutschland stammt. »Sie kommen aus Deutschland, nicht wahr?« gehe ich ins Deutsche über. Ein kleinlautes »Ja« bestätigt meine Vermutungen. Woher in Deutschland er sei, frage ich weiter. Sichtlich erleichtert, daß das Gespräch freundlich weitergeht, erklärt er mir, daß es ein ganz kleiner Ort sei. »Davon gibt es Tausende bei uns, das können Sie gar nicht kennen.« Etwas drängt mich weiterzufragen: »Doch, sagen Sie es mir bitte.« Irgendwie habe ich ein vages Gefühl, daß es mit meiner Vergangenheit zu tun hat. Was ich nun höre, ist einfach nicht zu glauben und verschlägt mir buchstäblich den Atem – der Bursche kommt gradewegs aus ... Waakirchen!

Waakirchen ist der Ort, an dem unser Todesmarsch aus dem KZ Kaufering und Dachau, der in den letzten Tagen und Stunden des Krieges noch Ungezählte das Leben kostete, endlich liegenblieb. Waakirchen ist der Ort, an dem ich nach vier schrecklichen Jahren wieder zum Leben auferstand, nachdem es zuvor fast ein jähes Ende genommen hätte.

Wie groß war die statistische Wahrscheinlichkeit, daß ich unter den Hunderten oder Tausenden Freiwilligen aus allen europäischen Ländern auf jemanden stoße, der wirklich, von all den Tausenden kleinen deutschen Gemeinden, ausgerechnet aus Waakirchen stammt? Eins zu hunderttausend? Eins zu einer Million? Ein unfassliches Zusammentreffen! Ich bin sprachlos.

Schweigend setze ich die Fahrt bis Latrun fort. Als wir angekommen sind, halte ich den Wagen an, drehe mich, schaue meinen Gesprächspartner, der immer mehr in Verwirrung gerät, langsam an und lasse mir die

Genugtuung, ihn zu überraschen, nicht entgehen. »Wieso weiß ich nicht, wo Waakirchen ist?!« sage ich mit einem geheimnisvoll klingenden Unterton. »Ich werde ihnen schildern, wie man nach Waakirchen kommt: Zuerst geht es die Serpentina bei Wolfratshausen hinunter, dann über einen Fluß und weiter vorbei an Königsdorf, bergab nach Bad Tölz, an der großen Kaserne vorbei ...« Mein Gesprächspartner blickt mich sichtlich überrascht und erstaunt an. »Ach, Sie waren dort als Tourist ... ?« Jetzt bin ich an der Reihe. Ich weiß nicht, soll ich weinen oder lachen. Ich, der in Streifen gekleidete, ausgemergelte, halbtote Häftling, der unter dem Schnee übernachtet – ein Tourist?! Etwas Absurderes und Groteskeres kann man sich gar nicht ausdenken! So weit ist es also gekommen, denke ich mir. Der Mensch lebt über 20 Jahre in Waakirchen und hat nicht die geringste Ahnung! »Tourist ... Ja, schon ... aber auf Kosten des Dritten Reiches«, kommt es mir etwas sarkastisch über die Lippen.

Blaß und schweigend verlassen die beiden meinen Wagen. Ohne daß ich, von diesem unmöglichen Treffen benommen, nach dem Namen gefragt hatte, setze ich meine Fahrt fort, tief in Erinnerungen versunken. Den Weg nach Hause nehme ich gar nicht wahr. Was ich sehe, sind die vom Hunger ausgemergelten Leichen, eine riesige Betonhalle, die Züge von Zement und Menschenleben frißt, eine elende Menschenkolonne im Schneegestöber, die Erschossenen an den Straßenrändern ... und ich laufe um mein Leben ...

Die Vergangenheit ist erneut und diesmal unentrinnbar aufgetaucht und sie wird mich nicht mehr in Ruhe lassen, während sie sich langsam in mein Bewußtsein zurückschleicht, um allmählich den ihr gebührenden Platz einzunehmen.

Sie waren in Dachau?

Zwanzig Jahre danach bin ich mit Ester in einem Mietwagen auf der Route des Todesmarsches unterwegs nach Waakirchen.

Jetzt, da ich mein 60. Lebensjahr erreicht habe, mein Leben fest gegründet ist und beide Kinder schon erwachsen sind und auf eigenen Beinen stehen, überwältigen mich die Erinnerungen. Das mir allein schon fast Unglaubliche, das ich gesehen und erlebt habe, beherrscht mein Gemüt, und der Gedanke, daß es vergessen wird, bedrückt mein Gewissen.

»Da ist sie wirklich, die große Kaserne«, ruft Ester erregt aus, als wir Bad Tölz Richtung Süden verlassen. Sie kennt meine Erzählungen und doch staunt sie, als das bislang nur Gehörte sichtbare Gestalt annimmt.

Sonderbarerweise geht es mir ebenso. Einige Kilometer weiter erkenne ich das Wäldchen, wo wir die letzte Nacht unter dem Schnee lagerten. Noch etwas weiter und wir sind in Waakirchen.

Ich will mich auf dieser Reise meiner Erinnerungen vergewissern, aber ich hege auch den Wunsch, jemanden aus dem Ort zu treffen, der es miterlebt hat und mir vielleicht, vielleicht die rätselhaft gebliebene Frage beantworten kann: Wer waren und woher kamen so unerwartet die Menschen, nach denen ich wie ein Ertrinkender nach einem Strohalm griff und die sich so unerwartet für den ihnen unbekanntem jüdischen Häftling einsetzten?

Jeden Passanten, der mir im passenden Alter zu sein scheint, frage ich, ob er weiß, was hier am letzten Kriegstage passierte. Aber offenbar weiß keiner, wovon ich spreche. Achselzucken oder: »Ich war im Krieg«, »Ich komme aus einem anderen Ort«, »Habe keine Ahnung«. Niemand weiß etwas oder will etwas darüber wissen. Dasselbe wiederholt sich im benachbarten Reichersbeuern, wo ich damals verzweifelt die Flucht am hellen Tage wagte.

Ich kann die Leute verstehen, auch sie haben es verdrängt. Es sind keine angenehmen Erinnerungen, und das Ganze ist ein heikles und peinliches Thema, das augenscheinlich verdrängt und vermieden wird. Müde von der langen Reise, enttäuscht und entmutigt, gebe ich die Suche nach einem Zeitzeugen auf.

Ganz zufällig standen wir bei einem Lebensmittelladen, es war Samstag und nahezu Feierabend. So beschlossen wir, noch schnell etwas einzukaufen. Wir waren die letzten und einzigen Kunden, und die Frau an der Kasse verfolgte das Gespräch, das ich mit Ester auf hebräisch führte, ziemlich aufmerksam:

»Du kannst doch diese Frau hier fragen, die Leute in diesen Läden kennen hier jeden.«

»Ach laß mich, es hat keinen Zweck, du siehst doch, sie wollen darüber gar nichts wissen.«

Aber Ester läßt nicht locker. »Was?!! Wir sind Tausende von Kilometern hierhergefahren, und du bist nicht bereit, noch einmal zu fragen?!«

Natürlich hatte sie recht, aber ich war so müde und entmutigt. Etwas unwillig und entschlossen, daß es wirklich das allerletzte Mal sein würde, entschuldige ich mich und frage nochmals ohne jeden Gedanken, daß die Antwort diesmal anders ausfallen würde.

Vollkommen überraschend folgt meiner Frage jetzt eine prompte Gegenfrage: »Sie waren in Dachau?«

Freya Kunstwald weiß genau, wovon ich spreche. Sie kommt zwar aus

einer anderen Gegend, aber Friedl, ihr Mann, der ein Einheimischer ist, befand sich auf der Straße, als der Häftlingszug durch Reichersbeuern getrieben wurde. Seitdem erzählt er immer wieder von diesem schrecklichen Anblick. Ob ich ihn sprechen will? Es ist, wie vor 20 Jahren bei Latrun, ein merkwürdiges und unglaubliches Zusammentreffen.

Friedrich Kunstwald war damals ein 14jähriger Junge. Die Männer waren im Krieg, und die älteren Kinder mußten die nötigen Hilfsarbeiten in der Gemeinde verrichten. So fand ihn der Schreckenzug auf der Straße, und er schaute entsetzt auf die gestreiften ausgemergelten Kreaturen, die mit den Holzschuhen klappernd an seinem Elternhaus vorbeifluteten. Einer der Häftlinge warf ihm plötzlich eine Ziehharmonika* zu und rief: »Schnell Junge, Brot!« Er konnte die Kolonne mit einem zu Hause gebackenen Brot, das ihm seine Mutter gab, gerade noch einholen und es dem Mann zustecken, als ihn ein kräftiger Fußtritt eines Postens, von einem Fluch begleitet, in die Reihen der Häftlinge hineinstieß. Seitdem bewahrte er das Instrument auf und hegte den unwahrscheinlichen Gedanken, daß eines Tages jemand kommen und danach fragen wird. Als ich bestätige, daß ich eine von diesen gespensterähnlichen Gestalten war, die hier vorbeizogen, sehe ich, wie seine Haare an den Armen sich buchstäblich sträuben.

In Friedrich und Freya Kunstwald fand ich richtige Freunde. Deutsche, die die Vergangenheit nicht vergessen haben und sie nicht verdrängen und ihr Bestes tun, um das Andenken aufrechtzuerhalten. Mit ihrer Hilfe konnte ich den Spuren nachgehen und alles, was mir noch rätselhaft geblieben war, herausfinden. Es war der Anfang einer Freundschaft, von der aus ich auch Verbindungen zu vielen gleichgesinnten Menschen in Deutschland fand. Ich entdeckte, daß es das, was man das »neue Deutschland« nennt, wirklich gibt.

Schnell lernte ich viele Menschen kennen, die sich der Sache der Erinnerung und des Gedenkens verschrieben haben. Es ist nicht möglich, sie hier alle aufzuzählen, aber wenigstens zwei, die sich in Seele und Tat der Sache widmen, will ich hier noch erwähnen: Dr. Ekkehard Knobloch, langjähriger Bürgermeister von Gauting, und Ernst Holthaus aus Grünwald bei München. Auch Friedrich Schreiber, der sieben Jahre als Korrespondent des Bayerischen Fernsehens in Israel weilte, hat sich nach seiner Rückkehr voller Energie engagiert. Dank ihrer aller Tätigkeit stehen heute, 55 Jahre danach, in allen Orten, an denen der Todesmarsch vorbeiführte, Mahnmale, ein mit großer Eingebung und Verbundenheit geschaffenes Werk von Prof. Hubertus von Pilgrim, zum Gedenken an die Opfer und als Mahnung für die Zukunft. Die Schranken des Schwei-